



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ein Kriegsbrief aus Nassau.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Ein Kriegsbrief aus Nassau.

Am Johannistage 1866.

Sie wünschen von mir Nachrichten zu erhalten „über die Zustände und Stimmungen, wie sie sich aus Anlaß des Krieges hier zu Lande gestalten“. Lassen Sie mich beginnen mit dem Geständniß, daß ich zu der Zahl der Friedfertigen gehöre, diesem Kriege und jedem Kriege gegenüber; daß ich den Krieg stets für ein Unglück halte, wenn auch zuweilen für ein nothwendiges Unglück, wenn auch nicht immer für das größte Unglück; daß ich endlich von der Strategie, der Taktik und Technik des Krieges nichts verstehe und daß, da ich mir nicht die Fähigkeit zutraue, die in der Jugend verkümmerte Gelegenheit, solche Kenntnisse zu sammeln, im Alter nachzuholen, ich nicht im Stande bin, Geheimnisse des Krieges zu verrathen, — aus dem einfachen Grunde, weil ich deren nicht weiß. Wenn Sie, ungeachtet dieses Geständnisses, das geboten erscheint durch das beiderseitige Interesse und die Pflicht der Aufrichtigkeit, meine Mittheilungen noch brauchen können, nun gut, dann will ich fortfahren. Dem Bericht über die Stimmung schicke ich einige Bemerkungen über die äußere Conjunction voraus.

Nassau gehört zum neunten Bundesarmee Corps, zusammen mit Sachsen, Kurhessen, Luxemburg und Limburg. Da es aber von diesen seinen Kriegskameraden räumlich getrennt ist, so hat es in Folge des Bundesbeschlusses vom 14. Juni seine Truppen, die es schon vier Wochen vorher mobil gemacht hatte, zu dem achten Bundesarmee Corps stoßen lassen, welches sich in Frankfurt und Umgegend den Main entlang sammelt. Zu diesem achten Bundesarmee Corps gehören bundesverfassungsmäßig Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt. Außerdem stößt noch dazu die nassauische Brigade und eine österreichische Brigade, welche früher zur Besatzung von Mainz, Kastadt und Frankfurt gehörte und so viel ich weiß ausschließlich aus Italienern besteht. Endlich erwartet man als weiteren Bestandtheil dieses Corps die Kurhessen, von welchen man als gewiß annimmt, daß sie sich an den Preußen vorbeigeschlichen haben, und die Hannoveraner, von welchen man es immer noch vermuthet und hofft. Dieses Corps,

welches sich um Frankfurt concentrirt — ich sage um Frankfurt und nicht in Frankfurt, denn diese an österreichischen Papieren und Sympathien außerordentlich reiche Stadt wird hinsichtlich der Einquartierung, vorerst wenigstens, mit der äußersten Schonung behandelt — wird commandirt von dem Prinzen Alexander von Hessen. Letzter ist österreichischer Feldmarschall und Oberstinhaber des sechsten k. k. Kürassierregiments. Bekanntlich hat dieser Prinz sich in dem italienischen Feldzug von 1859 auf österreichischer Seite durch eine besondere Bravour ausgezeichnet, welche seine Gegner als zwecklose Tollkühnheit, seine Anhänger als unerhörte Tapferkeit bezeichnen, und welche ihm den Maria-Theresia-Orden eingetragen hat. Dieser Orden wird nur verliehen wegen militärischer Heldenthaten ersten Ranges, welche weit über die bloße Pflichterfüllung hinausgehen und gleichzeitig von Erfolg gekrönt worden sind. Das ganze Capitel muß wegen Verleihung des Ordens einstimmig sein.

Als Bundesfeldherr, d. h. als Höchstcommandirender der Truppen derjenigen deutschen Staaten, welche dem Bundesbeschuß vom 14. Juni zugestimmt haben und sich an dessen Ausführung betheiligen, ist in Aussicht genommen der Prinz Karl von Bayern. Er hat sich in den Kriegsjahren von 1814 und 1815 ausgezeichnet und war unter den jugendlichen Löwen des wiener Congresses einer der jugendlichsten und ersten, woraus hervorgeht, daß er nicht mehr ganz jung sein kann. In der That ist er in die Siebenzig. Daß man indeß auch mit Achtzig noch ein guter Oberfeldherr sein kann, hat der alte Radetzky bewiesen. In Bayern ist Prinz Karl, der übrigens bisher meist in stiller Zurückgezogenheit auf seinem schönen Landsitz bei Tegernsee residirte, wo er mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks lebt, Feldmarschall und Generalinspector des Heeres. Außerdem ist er preussischer Husarengeneral und Inhaber eines bayerischen, eines preussischen, eines österreichischen und eines russischen Regiments — viel Ehren und Würden, die sich auf diesem greisen Haupte vereinigen, deren Cumulation aber doch nur im Frieden statthast sein dürfte. Dem Prinzen Karl zur Seite steht der General von der Tann, von 1848 her bekannt als Freicorpsführer in Holstein.

Daß sich dem Bundesfeldherrn auch die österreichischen Bundesarmee-corps unterordnen, ist zu bezweifeln. Daß es die Bundescontingente der auf preussischer Seite stehenden norddeutschen Staaten nicht thun werden, ist gewiß. Er wird also factisch vorerst nur Generalissimus der „Liga“ der südwestdeutschen Gruppe sein.

Dies ist der äußere Rahmen, in welchen sich Zustände und Stimmungen hierzulande einzufügen haben. Wir liegen leider so recht grade mitten in dem bedauerlichen Riß. Das Land wird durch die Lahn, längs der eine Staats-eisenbahn hinläuft, die ihre Endpunkte in Ehrenbreitstein-Koblenz im Westen, in Wehlar im Osten hat, in zwei etwa gleiche Theile getheilt. Der Theil nörd-

lich der Lahn, bewohnt von einem westfälischen Volkstammfragment, gravitirt nach Preußen, der Theil südlich der Lahn, bewohnt von Pfälzern und rheinischen Franken, wird theils mehr vom Süden, theils mehr vom Norden angezogen. In dem nördlichen Theile des Landes rechnet man vielfach nach Thalern, Pfennigen und Groschen, im südlichen nach rheinländisch-süddeutschem Münzfuß.

Koblenz-Ehrenbreitstein einerseits und Wehlar andererseits sind durch Preußen besetzt. Ebenso die nassauische Umgebung dieser Waffenplätze, vorausgesetzt, daß man Wehlar einen Waffenplatz nennen kann. Denn dieses Städtchen, dessen Name in Europa bekannt war, so lange das Reichskammergericht dort seinen Sitz hatte, und auf das der Genius Goethes später noch einen lichten warmen Sonnenstrahl warf, als er den jungen Jerusalem in den „jungen Werther“ umdichtete und die Kestner in Werthers Lotte umschuf, ist heute noch so winkelig und bucklig, wie zur Zeit des Reichskammergerichts; und manches Pferd der preußischen Cavalerie und Artillerie stürzt in den engen, steilen, schlechtgepflasterten Straßen, bevor es gelingt, den Weg zu dem ziemlich entfernten Bahnhof zu finden. Der nördliche Theil von Nassau, welcher von dem Rhein westlich, von der Lahn und der Lahnbahn südlich, von der Sieggegend, durch welche die deuz-gießener Eisenbahn führt, nördlich und östlich eingeschlossen wird, ist mit seinem Verkehr fast ausschließlich auf Preußen angewiesen. Seine Erze, z. B. sein Mangan (Braunstein), sein Mastvieh, sein Holz u. s. w. werden nach oder wenigstens durch Preußen exportirt, das dafür Fabrikzeugnisse und Colonialwaaren liefert und große Capitalien im Handel und in der Industrie Nassaus angelegt hat, welche durch einen Krieg zwischen beiden Ländern würden entwerthet oder wenigstens deplacirt werden. Der südliche Theil von Nassau, welcher nördlich von der Lahn und der Lahneisenbahn, westlich von dem Rhein und der rechtsrheinischen Bahn (nassauische Staatsbahn), südlich von dem Main und der Taunusbahn, welche die Städte Frankfurt, Mainz und Wiesbaden mit einander verbindet, östlich von der Main-Weserbahn eingerahmt wird, producirt auf einem verhältnißmäßig kleinen Areal in guten Weinjahren für etwa 4—5 Millionen Gulden Wein, welcher schon seit unserem Beitritt zum Zollverein fast ausschließlich nach Preußen exportirt wird; und seit Preußen mit dem 1. Juli 1865 auf die Weinübergangsabgabe verzichtet hat, ist dieser Export noch mehr erleichtert und gesteigert worden; auch Berg- und Hüttenproducte gehen von hier nach Preußen. Allein dieser südliche Theil des Landes gravitirt in einzelnen Theilen doch auch nach den süddeutschen Nachbarn. Frankfurt übt eine starke Anziehungskraft. Der Rheingau war früher ein Bestandtheil des Erzbisthums und Kurfürstenthums Mainz; und obgleich er von dem erzbischöflichen Stuhl nicht viel Gutes genossen hat, vielmehr schon im Jahre 1525 infolge des „Auszugs auf den Wachholder“, der eine Episode des Bauernkrieges bildet, und der darauf folgenden territorial-

herrlichen Reaction durch die kurfürstliche Regierung aller von den Zeiten der alten Gauverfassung her bewahrten Rechte und Freiheiten beraubt worden war, so bestehen zwischen dem Rheingau und Mainz bis heute fast noch stärkere Beziehungen, als zwischen ihm und dem Herzogthum und dessen Hauptstadt. „Servat testa diu odorem“. Dazu kommt, daß der Rheingau streng katholisch ist und die Geistlichkeit dort einen starken Einfluß hat, welcher namentlich dadurch erhöht worden ist, daß die nassauische Regierung in früheren Zeiten gegenüber der katholischen Kirche einer engherzigen bureaukratischen Bevormundungssucht huldigte, welcher die katholische Bevölkerung in die völlig unbegründete Furcht versetzte, „man habe es darauf abgesehen, ihr den Glauben zu rauben,“ und sie in Folge dessen dem Klerus, der diese Furcht weidlich nährte, mehr in die Arme trieb, als es sonst bei dem lebenslustigen und aufgeweckten Völklein begreiflich ist. Zu diesem klerikalen Einfluß, der sich besonders bei der unteren, der ärmeren und ungebildeten Volksschicht geltend macht, kommt nun noch, wie gesagt, der Einfluß von Mainz. Die Mehrzahl der Bevölkerung von Mainz ist augenblicklich österreichisch gesinnt. Dies hat zunächst ein sehr ehrenwerthes patriotisches Motiv, welches alle Anerkennung verdient, wenn es auch vielleicht auf einem falschen Calcül beruht. Mainz (und die ganze Rheinpfalz) will um keinen Preis französisch werden. Man glaubt aber die von Frankreich drohende Gefahr näher, wenn Preußen, als wenn Oestreich siegt. Ob dieser Glaube begründet ist, möchte sehr zweifelhaft sein. Allein darauf kommt es nicht an; denn die Menschen werden regiert nicht von den Dingen, wie sie sind, sondern von den Dingen, wie man sie sich vorstellt. Der zweite Grund der österreichischen Gesinnung von Mainz ist in der klerikalen Partei zu suchen, an deren Spitze der geistreiche und energische Bischof von Ketteler steht, der seinerseits wieder einen weitreichenden Einfluß auf das Ministerium Dalwigk in Darmstadt hat. Die klerikale Partei in Mainz hat zwar die Mehrzahl der Einwohner der Stadt gegen oder wenigstens nicht für sich, allein sie ist rührig und einflußreich. Auch hat sie wichtige Posten in der Hautevolée, sowie im Richter- und Beamtenstande in Händen. Der Klerus in Kleindeutschland und namentlich hier am Rhein war von jeher österreichisch gesinnt, sowohl 1850 als 1859, als auch 1866. Er hat seine guten Gründe dafür. Vielleicht hofft er gar von der Wiederherstellung des habsburgisch-österreichischen Kaiserreichs deutscher Nation auch die Wiederherstellung der geistlichen Kurfürstenthümer Mainz, Trier und Köln? Daß er 1859 Wiedereinsetzung der alten Bourbonen in Frankreich erwartete, ist gewiß. Denn er haßt den „treuesten Sohn der Kirche“, der jetzt auf dem Thron der Franzosen sitzt. Der dritte Grund für die jetzt in Mainz herrschende Strömung, welche auch auf Alt Hessen und auf die zweite Kammer in Darmstadt einen großen Einfluß geübt hat, entspringt aus einer eingewöhnten Lebens- und Menschenanschauung, wonach die Oestreicher „brav

und gemüthlich“, die Preußen dagegen „anmaßend und widerwärtig“ sein sollen. Selbst der entschiedenste Preußenfreund wird in der That kaum bestreiten können, daß der österreichische Offizier, wenn er will, sich im Umgang mit der großen Masse des Publikums leichter Sympathien erwirbt als der preußische. Namentlich aber tritt dies hervor gegenüber der leichtlebigen, rüchhaltlosen, umgangs- und vergnügungslustigen Bevölkerung von Mainz, welche seit langen Jahren Gelegenheit hatte, die beiderseitigen Offiziere zu studiren und stets den Oestreichern den Vorzug gab vor den Preußen, weil die guten Eigenschaften der letzteren etwas verborgener liegen und das Studium der Mainzer ein wenig oberflächlich ist. Wie liebenswürdig erschien doch für ein rheinländisches Kind, im Gegensatz zu dem knappen, wortfargen, zugeknöpften Preußen mit seinem langweiligen Pflicht- und Selbstgefühl, der gemüthliche, gefällige, lustige Oestreicher mit seinem kindlichen Dialekt, seinem anbiedernden Ton und seiner allzeit zum Handküssen bereiten Höflichkeit. Wie konnte er so angenehm „plauschen“, und wie fühlte er sich so wohl an dem grünen Rhein, in dem „goldenen“ Mainz, wo es so unendlich viel schöner war als in einer einsamen Garnison in dem feindseligen Welschland, in dem unsaubern Lande der Wenden oder in den langweiligen ungarischen Pustten! Ob des Abzugs des Oestreichers entfloß in Mainz manch' schönem Auge manche Thräne. Der Preuße aber konnte beim Abmarsch stolz mit Umland singen:

„Man hat mir nicht den Rock zerrissen,  
— Es wär' auch Schade für das Kleid —  
Noch in die Wange mir gebissen  
Vor übergroßem Herzeleid.“

Wenn in Mainz die Stimmung gegen Preußen kühl, für Oestreich warm ist, so genügen diese Worte nicht für Frankfurt. Denn dort ist man ebenso fanatisch österreichisch, als rabbiat preußenfresserisch. Jeder neu einrückende Reichssoldat ist sofort umringt von einigen Duzend Frankfurtern oder am Ende vielleicht gar auch Frankfurterinnen, welche ihn umarmen und ihm mit Süßigkeiten und Spirituosen zusehen, so daß Hannibal ohne Zweifel in dieser freien Reichsstadt ein zweites Capua erblicken würde. Wer dagegen nicht über Preußen (und zwar das ganze preußische Volk, die preußischen Kammern und namentlich auch die beiden großen liberalen Fractionen derselben mitinbegriffen) tagtäglich bei Aufgang und bei Niedergang der Sonne „alle Flüche, die in der Thora geschrieben stehen“, herabrufft und bei seinem Barte schwört, Oestreich sei das reine Lamm des Passah, Preußen dagegen der Bock der Sünde, der in die Wüste gejagt werden müsse, wenn wieder Fried' und Freud' einkehren solle in Israël, der wird belegt mit dem Namen des Mannes, der an der Spitze der preußischen Regierung steht; und dieser Name gilt in Frankfurt für ein Scheltwort wuchtigster Trag- und Schlagweite.

Warum die Frankfurter so schlachtenmuthig sind? Ich glaube ein Theil von ihnen aus Angst! Das lautet paradoxer, als es in Wirklichkeit ist. Man glaubt nämlich den Frieden durch den Anschein einer äußersten Berserkerwuth, die den Krieg bis zum Messer droht, zu erhalten. Man zählt Ihnen alle Fälle auf, in welchen, wie der Minister v. Manteuffel 1850 oder 1851 sagte, „der Starke muthig zurückwich“, — die Fälle von Olmütz und Warschau, das Nachgeben gegenüber der bregenger Coalition in Sachen Kurhessens und der Union, gegenüber der darmstädter Coalition in Sachen des Zollvereins und des Handelsvertrages und der anzustrebenden Zolleinigung mit Oestreich u. s. w.; man sagt ihnen, Preußen wird, wenn wir Muth zeigen, wenn wir am Bunde die Majorität haben, wenn wir ihm Demüthigung oder gar Zertrümmerung androhen, den Schimmel von Bronzell besteigen, um nach Hause zu reiten. Daß dieser Calcül falsch war, haben die Ereignisse gezeigt, welche dem Bundesbeschlusse vom 14. Juni gefolgt sind. Daß er aber vielleicht grade bei den Wüthigsten mit ein Motiv der an den Tag gelegten Wuth war, ist mir aus verschiedenen Gründen nicht unwahrscheinlich. Jedenfalls aber konnte das Geschrei nach Parteinahme für Oestreich, das Anathema von „Feigheit und Verrath“, das die frankfurter Volksversammlung im Circus und die Volksvereine (in Nachahmung des Anfang Mai in Bamberg, dem Sitze der südwestdeutschen Liga, versammelt gewesenen hochconservativen Ausschusses des großdeutschen Reformvereins) über jedes Befürworten einer auch nur zeitweisen oder bedingten Neutralität herabriefen, dem Cours der österreichischen Papiere, welche sich in süddeutschen und namentlich in frankfurter Händen massenhaft vorfinden, gewiß vorübergehend eher nützen als schaden. Denn auch die Börse wird von dem Scheine und nicht von der Wirklichkeit der Dinge regiert.

Dem Norddeutschen sind die in Süddeutschland auftauchenden Volksvereine vielfach ein Räthsel. Er begreift nicht, wie jemand sich für einen Liberalen, Radicalen, Demokraten, Socialdemokraten oder gar Föderativrepublikaner ausgeben und zugleich doch für Oestreich schwören, oder Hand in Hand mit den Ultramontanen und den Particularisten gehen kann. Ohne uns auf den formellen Gemeinplatz, daß die Extreme sich berühren, zurückzuziehen, wollen wir einen Versuch machen, dieses Räthsel sachlich zu lösen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir die nur in dem Haß gegen Preußen oder den Nationalverein oder die sogenannten „Gothaer“ übereinstimmende Coalition an sich heterogener Elemente, welche sich in den „Volksvereinen“, oder, um es präciser auszudrücken, in einem Theile derselben, zusammengethan hat, erläutern aus der Abneigung der Staatenlosigkeit gegen den Staat als solchen, gegen den einheitlichen modernen Kulturstaat, welche Abneigung stellenweise sich so sehr verdichtet hat, daß man beginnt für das „Bundesrecht“ zu schwärmen, nach welchem doch dieses ganze „Demagogenthum“ (so heißt es in der Sprache des Bundes-

tag) wieder wie ehemals einer mainzer Commission oder einem frankfurter Centraluntersuchungsausschuß des Bundestages überwiesen und entweder in das Ausland versprengt oder in den Kerker geworfen, oder sonstwie mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müßte. Hat doch der frankfurter Senat dem Volksverein, welcher sich unter Führung der Herren Rödel, G. v. Struve und Trabert am 20. Juni in Frankfurt bildete, um das Bundesrecht zu vertheidigen, unter Berufung auf die klaren und unzweifelhaften Vorschriften eben dieses nämlichen Bundesrechts das frankfurter Domicil verweigert. „Per quod quis peccat, per item punitur et idem.“ Der alte Hegel nannte das, glaub' ich, die List der Idee.

Der moderne Staat, der, um die überwuchernden Mißbildungen und Zwerggestaltungen des sinkenden und überlebten Mittelalters zu überwinden und zu absorbiren, sich häufig in das rauhe Gewand des gestrengen Zucht- und Schulmeisters, des harten Fiscals, des unnachsichtigen Unteroffiziers, des absolutistischen Bureaukraten und Calculators kleiden mußte, ist nicht immer liebenswürdig und war es früher noch weniger. Auch ging er vielfach zu weit; er muß durch das Princip der Selbstverwaltung in Kirche, Schulen, Gemeinde, Bezirk, Kreis, Provinz auf sein eigenstes wahres Gebiet zurückgedrängt werden. Auf diesem Gebiet muß er einheitlich centralisirt sein. Aber nur auf diesem. Im Uebrigen muß er der bürgerlichen Gesellschaft gestatten, sich zu emancipiren und sich selbstständig um die localen Centren zu gruppiren; mit andern Worten: Es muß zwischen der bürgerlichen Gesellschaft einerseits und dem Staate andererseits eine Auseinandersetzung und Grenzregulirung stattfinden, damit jeder Theil auf seinem Gebiete die volle Freiheit der Action erhält. Die Staatsgewalt verliert dadurch einen Theil ihres jetzigen ausgedehnten Geschäftskreises, aber auf dem Theil, den sie behält, wird sie viel stärker. Das ist ein Kampf, den das Bürgerthum mit dem Staate, trotz des Dankes, den es ihm schuldet für die Erlösung von der Staatenlosigkeit des Mittelalters, in der Zukunft energisch und rücksichtslos, und zwar im Interesse des Staates selbst, auszukämpfen hat. Aber um dieser Differenz willen die Existenz des Staates negiren, denselben decentralisiren, in Gemeinden, Kreise, Cantönl und sonstige centrifugale Verbände auflösen zu wollen, das wäre schlimmer, als das Kind mit dem Bade ausschütten. Das stünde auf einer Linie mit dem Vaternord. Denn der moderne Staat ist der Vater des modernen Bürgerthums. Er hat ihm die wirthschaftliche Einheit und Freiheit, den Wohlstand und die Bildung gegeben, und er wird ihm — um seiner selbst willen — mag er wollen oder nicht, auch die politische Einheit und Freiheit geben müssen. Aber freilich, indem er Rechte und Wohlthaten giebt, verlangt er die Uebernahme von Pflichten und Opfern. Indem er Leben und Eigenthum mit starker Hand gegen innere und äußere Feinde sichert, verlangt er, ich möchte sagen: als Asscuranzprämie, Uebernahme der

Eigenthums- (oder Einkommen-) Steuer und der Lebenssteuer, d. h. der allgemeinen Wehrpflicht.

Diese strengen Forderungen widerstreben einem jeden, der an die Staatenlosigkeit gewöhnt ist. Und das ist am Mittel- und Oberrhein noch vielfach der Fall. Allein das Herzogthum Nassau, das in der Zeit von 1803 bis 1816 durch den Reichsdeputationshauptschluß, die Rheinbundsacte, die wiener Congreßacte, und eine Reihe von Hausverträgen über Tausch und Theilung zusammengeschweißt ist, und das nicht mehr als 85 Quadratmeilen Flächengehalt hat, ist zusammengesetzt aus nicht weniger als 27 — sage und schreibe siebenundzwanzig — reichsunmittelbaren Territorien und Territorialtheilen, wonach also ein solches reichsunmittelbares Land etwa im Durchschnitt drei Quadratmalen groß war. Die größten Territorien in diesem bunten und krausen Gewirre waren die geistlichen Kurfürstenthümer; allein in diesen ging es so sehr „geistlich“ zu, daß der Begriff des Staats darüber verloren wurde. Verhältnißmäßig am besten fuhr man noch in den freien Reichsstädten, trotz Zunft und Zopf und alledem. Der schwäbische Kreis hatte vor hundert Jahren nicht weniger als vierundneunzig Stände, abgesehen von den ganz kleinen Territorien, welche reichsunmittelbar waren, aber keine Standschaft hatten. Dieselben saßen auf den Kreistagen auf fünf Bänken, nämlich: auf der ersten vier geistliche Stifter und geistliche Fürsten; auf der zweiten dreizehn weltliche Fürsten und Stifter, auf der dritten sechzehn Prälaten, auf der vierten sechsundzwanzig Grafen und Herrn, auf der fünften einunddreißig Reichsstädte.

Es ist vielleicht die Reminiscenz an diese paradiesisch staatenlose Zustände der deutschen Vergangenheit, vielleicht auch das Beispiel der benachbarten Schweiz, welche vermöge ihrer allgemein anerkannten Neutralität darauf verzichtet, nach Außen eine Staatsmacht zu entfalten, und welche vermöge ihrer geschützten Lage leichter als ein anderes Gemeinwesen darauf verzichten kann, welches die süddeutsche Volkspartei dem Begriffe des Staates so sehr entfremdet hat, daß manchen Mitgliedern derselben selbst das Königreich Bayern oder das Königreich Württemberg noch viel zu groß scheinen, und sie jedes dieser Länder in einzelne Cantone, Kreise oder Kirchspiele auflösen möchten. Um nun wieder auf unser Frankfurt zurückzukommen, so ist eine solche Auffassung dort natürlicher als irgendwo sonst. Denn es ist kein Staat, sondern eine Stadt, welche ein exclusives Leben für sich geführt und sich ziemlich wohl dabei befunden hat. Es ist daher sehr begreiflich, wenn ihre Bewohner sich jeder Bewegung, welche diese Sonderexistenz bedroht, mit Eifer entgegenstemmen und Schutz dagegen suchen bei jedermann ohne Unterschied, von welchem sie glauben, daß er ihnen solchen zu gewähren im Stande oder Willens sei. Gegenwärtig glauben sie dies von Oestreich, dessen Versuche sich selbst staatlich zu concentriren und einheitlich zu centralisiren ihm erst kürzlich total mißlungen sind, worin allerdings

eine Bürgerschaft liegt. Dies scheint mir der Kern der frankfurter Stimmung zu sein, den man auch weder durch radicale oder republikanische Phrasen, noch durch Aufpflanzung des ehrwürdigen schwarz-roth-goldenen Banners maskiren kann. Man ist wohl für ein deutsches Parlament, aber nur unter zwei Bedingungen, nämlich erstens, daß es nach Frankfurt kommt, und zweitens, daß es die Souveränität und die Verfassung der freien Stadt nicht alterirt. Man hat zwar die Reichsarmee sehnlichst herbeigerufen, aber nun, wo sie da ist, wehrt man sich nach Kräften, daß sie nicht in den Häusern der Bürger einquartiert werde; und obgleich man vor Kriegsmuth überschäumt, kommt man nicht selbst, sondern schiebt ein Bataillon Soldknechte zur Reichsarmee.

Kehren wir nun von diesem Abstecher nach Mainz und Frankfurt und von dem Excurs über die centrifugalen und antistaatlichen Tendenzen, welche in einigen süddeutschen Köpfen herrschen, zurück zu den Zuständen und Stimmungen in Nassau. Die Bevölkerung von Nassau, das mit drei Viertel seiner Grenzen an Preußen stößt, wünscht den Frieden und kann immer noch nicht an den Krieg glauben, obgleich wir auch hier fast schon mitten darin stehen. Für sofortige Heeresfolge zu Gunsten Oestreichs sind nur einzelne von Frankfurt und Mainz aus angesteckte Köpfe und einzelne kleine Landstriche, in welchen der katholische Klerus dominirt. In Wiesbaden hat man aus Anlaß der frankfurter Circusversammlung zwar einen sogenannten „Volksverein“ gegründet; allein der Faiseur ist ein hamburgischer Rentier und die Mitglieder gehören dem Turn- und dem Arbeiterbildungsverein an, an deren Spitze jener Hamburger steht, und erfreuen sich meistens noch eines sehr jugendlichen Alters. Die Bürgerschaft der Stadt hat sich an dem Unternehmen nicht theiligt. Dagegen verdient constatirt zu werden — und ich bin bereit, dafür die Beweise zu liefern —, daß Mitglieder der bewaffneten Macht, namentlich des Polizeicorps, welche doch dafür bezahlt werden, für die Sicherheit der Person und des Eigenthums einzustehn, sich das Privatvergnügen machen, zu Angriffen gegen die Person und das Eigenthum liberaler Abgeordneter aufzuziehen. Freilich ohne Erfolg. Denn wir haben sonst keinen Pöbel hier.

Obgleich die nassauischen Truppen in Folge des bamberger Uebereinkommens, das auch hier zu Lande sich in das strengste Geheimniß hüllt, und auf Grund des Bundesbeschlusses vom 14. Juni sich in vollster Kriegsbereitschaft befinden — sie stehen zwischen Wiesbaden und Frankfurt und bilden einen Bestandtheil des achten Bundesarmee-corps, welches von dem Prinzen Alexander von Hessen commandirt wird und im Augenblicke von Frankfurt durch die Wetterau in der Richtung nach Gießen und Marburg vorrückt, um die Preußen anzugreifen, anfänglich wohl um die Hannoveraner zu befreien — scheinen doch selbst die beiderseitigen Regierungen, die nassauische wie die preussische, der süßen Gewohnheit des friedlichen Daseins und Wirkens noch

nicht ganz entsagen zu können. Der nassauische Gesandte — welchen wir der Kostenersparniß halber mit Braunschweig zusammen halten — ist noch in Berlin und der preußische ist noch in Wiesbaden beglaubigt. Wir sind also noch nicht im Krieg mit Preußen. In Nassau halten sich vielfach preußische Handwerker und Arbeiter auf, um ihrer Erwerbsthätigkeit nachzugehen. Wenn dieselben zum ersten Aufgebot der Landwehr gehören, so werden sie einberufen. Die preußische Militärbehörde schiebt ihre Einberufungsordre direct an die betreffende Localstelle in Nassau. Diese vollzieht die Vorladung ohne weiteres. Seit wann ist es Sitte, daß man dem Feinde seine Soldaten einberuft? Auf unserer Staatsbahn, welche sich den Rhein entlang von Wiesbaden nach der Mündung der Lahn (Oberlahnstein), und von da der Lahn entlang nach Wezlar zieht, sind zwar Vorsichtsmaßregeln getroffen; es ist, obgleich wir keine Nachtzüge haben, Nachtwache angeordnet und zuweilen hält auch eine Locomotive einen nächtlichen Reconoscirungsritt; aber es ist noch niemandem ein gefallen, das Eisenbahnbetriebsmaterial, das sich hauptsächlich in Oberlahnstein dem Centralpunkt, wo Rhein- und Lahnbahn aneinanderstoßen, vorfindet, vor dem „Feind“ in Sicherheit zu bringen, obgleich Oberlahnstein sozusagen im Rayon der Festung Koblenz-Ehrenbreitstein liegt und mit demselben durch Schienengleise auf dem rechten und linken Ufer und durch den Rheinstrom selber verbunden ist. Vor wie nach spediren wir preußische Soldaten auf unserer Staatsbahn von Ehrenbreitstein nach Wezlar, natürlich gegen Bezahlung. Denn umsonst können wir es nicht thun, weil unsere Staatsbahn bisher nur drei Procent rentirt und in Zukunft, d. h. während des Kriegs, noch weniger rentiren wird, während wir das Baucapital mit 34 Millionen Gulden zu vier Procent zu verzinsen und zu amortisiren haben — eine schwere Last für 468,000 Seelen! Die Preußen haben eine vertragmäßige Etappenstraße von Ehrenbreitstein nach Wezlar durch unser Land; und als man nach langem und nutzlosem Hängen und Bangen, Hadern und Streiten, worüber viel kostbare Zeit und Geld verloren ging, endlich in Betreff der Anschlüsse der beiderseitigen Eisenbahnen einig wurde, stand unter anderem auch in den Verträgen, daß die Lahnbahn gegen Bezahlung auch als Etappenstraße für preußische Truppen dienen müsse. Diese Verträge werden bis jetzt beiderseits gewissenhaft gehalten. Die beiderseitigen Eisenbahnen geben Fahrbillets auf einander aus. Die Anschlüsse in Bingerbrück, in Lahnstein, Ehrenbreitstein und Wezlar werden genau beobachtet. Wir verkehren noch mit Preußen wie im tiefsten Frieden. Nur zwischen Wezlar und Gießen soll die Eisenbahn zerstört sein, welche die Verbindung zwischen der Lahnbahn und der Köln-Mindener-Bahn einerseits und der Main-Wefer-Bahn andererseits bildet. Das haben aber nicht unsere Feinde, die Preußen, sondern unsere Freunde, die Hessen-Darmstädter, gethan.

Zwischen Nassau und Preußen gehen noch Handel und Wandel ungestört

hinüber und herüber. Die Arbeitskräfte und die Waaren werden aus und eingetauscht. Credite werden gegeben und genommen. Die wirthschaftlichen Ereignisse äußern ihre wechselseitigen Wirkungen aus einem Lande in das andere. Ein paar große Fallimente in Koblenz verbreiten Schrecken auf dem südwestlichen Abhange des nassauischen Westerwalds. Die Solidität und die Festigkeit der kleinen, aber capitalreichen preussischen Stadt Siegen gewährt dem nordöstlichen nassauischen Westerwalde kräftigen Rückhalt. Die bürgerliche Gesellschaft will trotz der jüngsten Ereignisse nicht an den Krieg glauben. Sie ist zu fest überzeugt von der Solidarität der wirthschaftlichen Interessen. Man klammert sich beiderseits um so fester an einander, je mehr das bisher so wohlthätige gemeinsame Band mit dem Risse bedroht ist.

Einstweilen wenigstens sind die Verträge, welche der Krieg zu lösen pflegt, die Verträge über den Zollverein, über die Eisenbahnen, über die Telegraphenlinien, über die Rheinschiffahrt und die sonstigen den gegenseitigen Verkehr und die Beziehungen der beiderseitigen Behörden regelnden Conventionen, welche zwischen Nassau und Preußen bestehen, hier wie dort noch in unbestrittener Uebung und Geltung. Man hat zwar den Fuß bereits erhoben zu einem verhängnißvollen Schritt, aber man zögert noch, ihn vorwärts zu setzen.

Auch kriegerische Bewegungen, die mit einander in Wechselwirkung standen, haben stattgefunden.

Am 17. Juni Morgens sehr früh traf in Wiesbaden von Weilburg aus die Nachricht ein, die ganze im Kreis Wehlar concentrirte preussische Militärmacht habe sich lahnabwärts gegen Nassau in Bewegung gesetzt. Die nassauische Brigade wurde alarmirt und rückte aus, um unbequemen Eventualitäten vorzubeugen. Als bald traf jedoch von Weilburg die beruhigende Berichtigung ein, die Preußen hätten sich zwar von Wehlar aus in Bewegung gesetzt, aber nicht lahnab-, sondern lahnaufwärts nach Siegen und Marburg, um gegen Hannover und Kurhessen zu operiren. Das Ganze war also blinder Lärm; und die nassauische Brigade, welche geneigt schien, bei Flörsheim auf das linke Ufer des Main überzusetzen, kehrte in ihre Standquartiere auf dem rechten Main- und Rheinufer zurück. Das war der erste Act.

Ein paar Tage später verbreitete sich hier die Nachricht, die Preußen hätten Oberlahnstein besetzt. Damit verhielt es sich so: In Lahnstein verweilte ein preussischer Offizier in einer Weinstube und verkehrte dort mit den einheimischen Gästen in einer diesen nicht sonderlich zusagenden Weise. Die letzteren beschloßen daher, „dem Preußen einen Schabernack anzuthun“. Sie wußten es sehr geschickt in Scene zu setzen, daß nach einiger Zeit mehre Leute in die Weinstube stürzten, um die Botschaft zu verkündigen, im oberen Ende des Ortes rückten Bayern ein. Der preussische Offizier eilte nach dem benachbarten Koblenz, um dort Meldung zu machen. Als bald ging eine preussische Truppenabtheilung

zur Recognoscirung nach Bahnstein ab; da sie aber dort statt der feindlichen Bayern nur freundliche Zechbrüder fand, so ging sie zurück. Man schien beiderseits einverstanden, das Ganze als einen Uebungsmarsch der Festungsgarnison auf der ihr zustehenden Etappenstraße zu betrachten. Also auch darum keine Feindschaft! Das war der zweite Act.

Am vorigen Mittwoch oder Donnerstag fand der dritte Act statt. Wir haben in der Nähe von Ehrenbreitstein, aufwärts auf dem rechten Rheinufer, eine „nassauische Landesfestung“ Mayburg. Sie ist ein altes baufälliges Nest, malerisch auf einem schönen rebenumkränzten Hügel gelegen. Ein alter quiescirter Hauptmann verzehrt dort seinen Ruhegehalt, den er durch langjährige Dienste in Ehren verdient hat. Er führt den Titel „Festungscommandant“. Dieser Umstand, sowie der, daß zuweilen jemand dort Festungsstrafe abßt, — wie noch kürzlich der wegen eines für den Gegner tödtlichen Duells verurtheilte Hauptmann Bogler, dem übrigens der größere Theil seiner Strafzeit erlassen wurde —, diese zwei Umstände also, nämlich der Titel Festungscommandant und die Verbüßung von Festungsstrafe, rechtfertigen es vielleicht, daß man das Ding eine „Festung“ nennt. Sonstige Gründe dafür liegen gewiß nicht vor. Die ganze Besatzung besteht dormalen 1) aus dem alten Commandanten, 2) seinem ebenso alten „Burschen“, 3) aus einer ditto Köchin, 4) seinem Hahn und sieben Hühnern. Die Preußen schienen jedoch anders berichtet gewesen zu sein. Denn am vorigen Donnerstag pochte ein preußischer Hauptmann, begleitet von einer Abtheilung Soldaten, an die Pforten der Festung und begehrte Einlaß. Der Commandant hatte den Feind den Berg heraufkommen sehn und das Thor verrammelt. Da er aber in der Burg keinen Succurs hatte, so rief er die friedfertigen Winzer, welche an dem Bergabhange mit dem Heften der im Blühen begriffenen Reben beschäftigt waren, um Beistand an. Die Winzer setzten sich auch alsbald in Bewegung, aber sie marschirten nicht den Berg hinauf, sondern sie eilten, wie Matthiesson von seinem müden Landmann sagt,

„— der süßen Ruh  
Ihrer heimathlichen Hütten zu.“

Da nun der Commandant von seinen Landsleuten im Stiche gelassen wurde und wohl einsah, daß er mit seiner Köchin, dem Hahn und den sieben Hühnern die Festung gegen die drohende Uebermacht nicht halten konnte, so wich er, unter feierlichem Protest der Gewalt; und die Preußen rückten ein. Diese schritten alsbald zu einer genauen Aufnahme des sämmtlichen vorhandenen Kriegsmaterials, als welches bestand: in einer geringen Quantität wirklichen Pulvers, sowie in einigen alten Kanonen, welche aus der Schlacht von Waterloo (1815) stammen, nur noch zu Salutschüssen gebraucht werden, womit man

„So wie das Schiff vorübergeht,  
Es wohl zu fahren heißt.“

und wenn sie demnächst auch dazu nicht mehr dienen können, dem Museum der Alterthümer werden einverleibt werden. In Anbetracht dieser Umstände zog sich der Hauptmann, nachdem er alles das genau festgestellt hatte, aus der Festung zurück und marschirte gen Koblenz.

Da ich Weiteres nicht zu melden habe, so bitte ich zum Schlusse den geneigten Leser um Verzeihung, wenn zuweilen in diesen Zeilen etwas austaucht, das ausfieht wie Laune. Ich kann versichern, daß ich das schwere Verhängniß dieser schicksalsvollen Zeit so tief empfinde, wie einer; aber dennoch würde ich mich aufrichtig freuen, wenn Plaudereien nicht nur mir, sondern auch Ihnen und dem geneigten Leser des Kammers Wolke auf ein Stündchen von der Stirn scherzten, ohne daß dabei die Wahrheit gelitten. Denn ich war bestrebt, nur die Wahrheit zu sagen. Auch die ganze Wahrheit? Lieber Leser, in Kriegszeiten pflegte Till Eulenspiegel, welcher deren erlebt hat, zu sagen: Wer die ganze Wahrheit geigt, dem schlägt man den Fidelbogen ums Maul. Der Rest ist Schweigen.

## Die echten Gedichte Michelangelo's.

(Schluß.)

C. Guasti, *le rime di Michelangelo Buonarroti*. Firenze 1863.

Michelangelo hatte Lorenzo dem Prächtigen zu viel zu verdanken, als daß er nicht dessen ganzem Hause ein Gefühl der Anhänglichkeit hätte bewahren sollen. Beim Tod seines Wohlthäters war er von heftigem Schmerz ergriffen, und als Pietro, Lorenzo's Sohn, ihn gleichfalls zu sich rief, leistete er auch ihm gern Dienste. Allein der brausende Uebermuth dieses Fürsten machte kein näheres Verhältniß möglich, und wie es scheint war es die Ahnung von dem über Pietro hereinbrechenden Verhängniß, was Michelangelo eines Tages zu plötzlicher Flucht aus Florenz bewog. Nach wenigen Wochen folgte wirklich die Flucht Pietros nach. Als Michelangelo im Jahr 1495 zurückkehrte, stand eben Savonarola auf der Höhe seiner Wirksamkeit. Condivi bezeugt uns den Eindruck, welchen die Predigt des Mönchs auf den empfänglichen strengdenkenden